

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

162 (15.7.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 28

Diamantstadt.

Roman von Hermann Heijermans.

(Nachdruck verboten.)

64) (Fortsetzung.)
„Welches Kerl?“ fragte Roddy.
„Der Tod.“ sagte Cleazar absichtlich, mit dem Zweck, um ihn zu dem Weien, was für ihn getan werden konnte, zu zwingen.
„Das ist ein Kerl, den man nicht so leicht empfangen kann.“
„Denn das Gesicht in der Bettstelle verhärtete sich in starrer Angst, die großen, unruhigenden Augen irren mit folternden Mienen umher, die Hände unklammernden das Bettstellenholz, der Atem jagte mit feuchenden Stößen. Einen Augenblick laut er bekommen hustend zurück. Dann bohrte er wild die Ellenbogen in die Kissen und, kein Auge von Cleazars Rippen lassend, fragte er:
„Hat er mich ausgegeben?“
„Nein.“
„Das lügen Sie! Das lügen Sie! Ich seh's an Ihrem Mund!“ jammerte der Kranke, indem er den Mund schmerzlich verzog.
„Ich spreche diese harten und schlimmen Dinge zu Ihrem Besten“, sagte Cleazar. „Wenn Sie eher darauf gehört hätten, dann wären Sie schon besser, lägen Sie nun nicht und träumten sich. Aufschub gibt's nun nicht mehr. Bedenken Sie doch mal, was Sie da für eine Pflege bekommen...“
„Nein!“ rief Roddy. „Nein — wenn's so weit ist! — Wenn's so weit ist!“ — Er schrie so gellend, tierisch jammernd auf, daß Serre ängstlich zu seinen Füßen begann und Rebekka vom Bett zurückwich.
„Dann will ich Bekke bei mir haben und Zoogep und Serre und Sally und Nozette! Schmierlapp, mich von meinen Kindern zu reißen! Schmierlapp, mir was vom Tod zu sagen!“
„Was schämst du 'n' mir aus, Vater? Er will doch nur dein Bestes!“ sprach ängstlich Rebekka.
„Schmierlapp, seid ihr alle! Weil ihr mich nicht in Ruhe laßt!“ Klagen, Wehklagen, dröhte er sich auf die andere Seite und tat, als ob er nicht mehr zöhrte, als Cleazar ihn noch einmal zu überreden versuchte.
„Also gehen Sie morgen hin, Roddy — und wenn Sie wieder besser sind, werden Sie mir Dank wissen — ja Dank! Hier ist nicht mal Essen und Feuer für Sie. Wie kann man so sein eigner Feind sein? Wie kann man sich so dem bißigen Guten, das sie für uns tun, widersetzen? — Ein reines Bett — frisch gewaschen — stärkende Mittel. Da sollen Sie mal sehen, wie Sie wieder aufleben. Denn so 'n' harter sterb' Sie, der wird besser. Ein anderer wär schon lange um die Ecke gegangen. Schon mehr als zehnmal habe ich Angst um Sie gehabt, und zehnmal sind Sie wieder hoch gekommen. Tun Sie nun man so als ob Sie nicht hören. Sie wissen verdammt, daß ich recht habe. Und Sie gehen. So wahr ich Götter heisse...“
Auf einmal drehte der Kranke sich giftig um:
„Was bestimmen Sie sich darum? Wer verlangt das von Ihnen?“
Einen Augenblick zögerte er.
„Ich habe das Recht, mich um Sie zu kümmern, Roddy — weil — weil ich Rebekka liebe.“
„Boddys Mut sank. Starr blickte er seine Tochter und den jungen Mann an. Er schien es mühsam in sich aufzunehmen. Langsam glitt er beruhigt zurück, seine Hände erschlafften, und er kniff die Augen zu. So lag er, als ob er schlief, und sagte nur matt:
„... Rebekka? Rebekka?“
„Ja“, sagte Cleazar, „und sie mich.“
„Kann ich von werden — kann ich von werden.“ leuchtete Roddy, „Rebekka ist hier nötig.“
„Das weiß ich wohl — wir haben noch sieben magere Jahre Zeit — nachher kommen die fetten.“ Cleazar nahm Rebekkas Hand zwischen seine beiden großen Hände. „Und wenn Sie auch nein sagen — tun wir's doch. Und Sie gehen ins Krankenhaus. Sonst kommen Sie nicht auf die Hochzeit — was? — was? — Dabe ich nun das Recht, Sie besser zu machen? Der Streit ist so gut wie gewonnen — geht zu Ende — nächste Woche verbiene ich. Sie konnten gar keine bessere Zeit treffen, um sich ausheilen zu lassen. Sie sind nun einverstanden? Nun man nicht so schweigsam! Wir können Sie da so viel, wie Sie wollen, besuchen.“
„Und die Kinder?“ — fragte Roddy noch zögernd.
„Die Kinder — darum brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen — da sorgen wir für. Sind Sie ihnen nun was nütze? Gar nichts, was? Weil Sie gehen zu viel von meinem feinen Bekkisch gegessen haben, hat heute Nacht keines schlafen können, mußte Rebekka aufstehen. Das hält sie doch nicht aus. Wenn sie davon krank wird, dann sitzen Sie erst recht in der Pfütze. Ist es nun gut?“
„Gut“, sagte Roddy, totmüde.
„Also morgen?“
„Er nickte nur.
„Und dann weiß ich noch was“, sprach Cleazar vergnügt, froh durch

die endliche Zustimmung. „heute Nacht schlafen Rebekka, Zoogep, Sally, Nozette und Serre oben auf meinem Zimmer.“
„Nein“, sprach Roddy mühsam.
„Nimm“, sagte Cleazar, „und ich lege mich hier unten auf ein paar Stühle. So geschicht's...“
„Nein, ich, das will ich nicht. Ich weiß genau, was er nötig hat.“
„Sage Rebekka, ihre Finger um die seinen schlängelnd.
„Und wieder nicht schlafen? Ihr kriecht nach oben und ich bleibe unten. Wenn Sie unangenehm werden, Roddy, dann laß ich Sie schmusen. Denn morgen fühlen Sie sich wie ein König.“
„Nein, ich“, begann sie wieder. Aber er gab nicht nach. Wenn er nicht so ein Egoist gewesen wäre, hätte er schon eher daran gedacht. Wieder die Kinder nach? — Rebekka wieder in der Kälte aufbleiben? Nein, davon wurde nichts. Er würde mit Sutterpeer die Matrage hin-auftragen — die Matrage für die Kinder — dann konnte sie mit Serre oder Nozette sich auf sein Bett legen. In einem Wupp wars geschöner. Sie sah bleich und übernützig aus. Das wollte er nicht. Und er hatte ja morgen nichts zu tun, nur die Verammlung im Palais. Bei Tage hätten die Kinder gut schon eher zu ihm kommen können. Dummtopf, der er war! Gleich wollte er den Ofen heizen — und wenn Roddy ihn wach hielt, wollte er sich gemächlich hinlegen und lesen. Oben waren ja Wollschäden genug, woran er sich noch erbauen konnte.
Glücklich und froh, mit ihrer Hand in den seinen, sprach er über diese freundliche Aussicht.
Sie aber, aufgeregt durch sein Händedrücken, seine Munterkeit und die frohe Zuversicht, daß Vater darauf einging, daß er im Krankenhaus vielleicht besser werden könnte, stierte ihn träumerisch mit ihren wunderlichen schwarzen Augen an.
Sutterpeer half, Mijntje half, Rebekka trug die Decken. Das Kerzenbündel flackerte von dem vielen Laufen, wirkte und nicht, daß das Fett daran herunterfiel, und eine kleine Locke bildete. Dann räumten sie unten zusammen das Zimmer auf; er sprengte mit Wasser — und helle Töne und glühende Stöhnen von Meggie. Fortwährend freuten sie sich ihres Weleinanderseins, sie lachend, ja — war's doch so plötzlich gekommen — er bleich, mit harter, nervöser Gebärde. Dann waren sie wieder oben auf seinem Zimmer. Er trug die Wollschale, sie die Tischle mit dem Stamm, der Seife und den Handtüchern. Die Tür schließend, tat er, was sie geahnt hatte, wonach ihre glühenden Augen verlangten, nahm er sie in seine Arme und bohrte seinen Mund in den ihren. Nach Atem ächzend, stieß sie ihn lachend weg; er setzte sich dann auf den Boden auf die Matrage und zog sie neben sich. Das tanzende Kerzenbündel warf Lichter über ihr Gesicht, die weichen Wangen, das schwarze wirre Haar.
Er hielt ihre Hand auf seinem Knie und sprach, was ihm so einfiel.
„Das ist das erste Mal, daß wir allein miteinander sprechen.“
„Ja, das erste Mal.“ sagte sie, ihre Finger unruhig bewegend.
„Woher wußtest du denn, daß ich dich lieb hatte?“
„Das wußte ich nicht.“
„Das wußtest du wohl.“
„Na — das dachte ich mir wohl.“ lächelte sie.
„Wie alt bist du denn eigentlich — das weiß ich nicht mal!“
„Achtzehn — im September.“
„Achtzehn?“
„Achtzehn. — Und du?“
„Ich — ich bin siebenundzwanzig.“
„Ich dachte, du wärst schon älter.“
„Seh' ich schon so alt aus?“
„Nein — nein —“ sagte sie schen, „ich hatte das nur so gedacht — nein, ich hatte nichts gedacht.“
Seine Augen wichen nicht von ihr. Sein Mund sprach, seine Lippen bewegten sich. Ein anderer schwächte alle diese Worte, diese stotternden Laute, ein anderer suchte verlegen die Zimmerfülle zu vertreiben — er sah da, ohne zu blinzeln, ohne Atem, ohne körperliche Empfindung und verlor sich in der endlosen grenzenlosen Tiefe ihrer leuchtend schwarzen Augen. Die Kerze ging zur Nette, erlisch in schlaftrigen Zuckungen, das Licht fiel bleich auf Rebekkas weichen Hals, glitt an den Brauen und Wimpern entlang und spiegelte sich in den sammetweichen Pupillen. Das Fieber ihrer kleinen schwieligen Hände in der bebenden Verzückung der seinen fühlend, begann er ihr kindisch, wie ein Schüler, wie ein Knabe, Koseworte zuzuramen.
„Was dachtest du gestern wohl dabei, als ich dich küßte?“
„Das fand ich schön.“
„Die Tassen in meiner Hand wären fast hingefallen.“
„Gut, daß sie nicht hingefallen sind, sonst wär' es ja so schnell zu Ende gewesen.“
Er nickte nur, indem er schwer atmend ihre Hände preßte und sich begwang, um ihren Mund mit den weißperlernden Zähnen nicht wöllig an den seinen zu pressen.
„Du wartest zu ängstlich, um mich früher zu küssen, nicht wahr?“
„Ja — ich wagte es nicht — aber nun wohl, nun wohl.“
„Nun wohl“, sagte sie, ihm die Lippen bietend. Auge in Auge, die Lippen in wider Blut, saßen sie in leidenschaftlicher Umarmung da und

Hof des... Hotels war sieben Fuß tief unter Wasser gesetzt worden. Auf diesen künstlichen See schwamm eine eigens zu diesem Zwecke gebaute Gondel, auf der den Gästen das Mahl serviert wurde. Das Ganze erinnerte in seiner Wirkung an Benedig, und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch eine an den Wänden entlang laufende italienische Senerie, den Campanile beim Mondschein darstellend, die ein italienischer Künstler auf Mr. Steplers Bestellung gemalt hatte. In einer zweiten Gondel waren mehrere Oberkrieger und Sängerinnen und eine Mandolinen-Spielerin untergebracht, die während des Mahles spielten. Auf dem Teich schwammen lebende Schwäne und Enten. Den Höhepunkt des Mahls bildete das Auftragen eines riesenhaften Ausgusses, eines wahren Samstags, den „Humbo“, der kleinste Elefant der Welt, auf seinem Rücken herantransportierte.

Hus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Behandlung von Kropf mit Röntgenstrahlen. Es ist etwa zwei Jahre her, seit man den wunderbaren Einfluß der Röntgenstrahlen auf die Drüsen des tierischen und menschlichen Körpers erkannt hat, die unter der Bestrahlung bestimmen. Es war das Verdienst von Albers-Schönberg, zuerst beobachtet zu haben, daß infolge anhaltender Bestrahlungen der Geschlechtsdrüsen Tiere ihre Fortpflanzungsfähigkeit verlieren, ohne daß ihre Gesundheit beeinträchtigt wird. Es kamen andere Forschungen hinzu, die endgültig zu dem Schluß geführt haben, daß auch der Kropf einer Behandlung mit Röntgenstrahlen zugänglich sein dürfte, und die Münchner Medizinische Hochschule hat nacheinander zwei Veröffentlichungen über die ersten Versuche dieser Richtung gebracht.

Die erste stammt von Dr. Görl aus Nürnberg, der es an zwei Fällen sicher festgestellt haben will, daß die Röntgenstrahlen die Kropfbildung beeinflussen, und zwar im Sinne einer raschen und gleichmäßigen Verkleinerung der im Uebermaß entwickelten Drüsen. Auch darin stimmte das Ergebnis mit der Vermutung überein, daß eine Schädigung des Allgemeinbefindens der betreffenden Patienten nicht zu verzeichnen war. Später hat Görl noch sechs weitere Fälle mit gleich günstigen Erfolg behandelt. Dann ist Dr. Stegmann aus Wien mit einem Bericht über zwei Fälle von Kropfbehandlung mit Röntgenstrahlen hervorgetreten. Bei ihm war einmal eine 52jährige Frau mit einem aus drei Rippen von etwa der Größe eines Nüchternes bestehendem Kropf. Nach sechs Bestrahlungen von je 15 Minuten war das krankhafte Gebilde erheblich zurückgegangen.

Noch erfreulicher verlief der zweite Fall eines 21jährigen Mädchens, das durch einen starken Kropf aufs äußerste belästigt und sogar von Atembeschwerden geplagt wurde. Auch hier ging der Kropf von der zweiten Woche an zurück, und nach etwa 7 Wochen war der Gesamtumfang um 4 Zentimeter kleiner geworden. Ob überhaupt bei allen Fällen von Kropf ein wesentlicher Erfolg zu erzielen sein wird, kann freilich erst eine sehr viel längere Erfahrung lehren.

Bergiftung durch Vienen- und Wespenstiche. In den meisten Fällen sind die durch Insekten gesteckten Stiche harmlose Leiden, bestehend in einem bald vorübergehenden örtlichen Schmerz und einer kleinen, kalten Unschlauge meist rasch weichen Anschwellung. Immerhin enthalten diese Insekten, namentlich Vienen, Hornisse und Wespen ein Gift, das Allgemeinerkrankungen erzeugen kann, die immer dann auftreten, wenn die Insekten in größerer Zahl den Menschen überfallen. Bei besonders empfänglichen Personen genügt übrigens oft schon ein Stich, um Ohnmacht und Uebelkeit zu erzeugen. Nicht selten sind es giftige Hautausschläge, wie Nesselsucht, die sich nach Insektenstichen einstellen. Weitere Allgemeinerkrankungen bestehen in Herzklappen, Kurzatmigkeit und Verdauungsstörungen. Auch Vienenstiche können, wie unsere Mütter wissen, schwere Vergiftungszustände, ja sogar den Tod herbeiführen. Durch experimentelle Untersuchungen am Sperling, welcher für das Vienen Gift besonders empfänglich ist, fand Dr. Pfeiffer, daß das Vienen Gift drei verschieden wirksame Substanzen enthält, nämlich ein Entzündung erzeugendes, ein Krämpfe und ein Nüchtern erzeugendes Gift. Ein Insekt kann demnach zwei ihrer Wirkung entgegengesetzte Gifte produzieren. Die Behandlung der Vienen- und Wespenstiche muß demnach neben der örtlichen nach Erfordernis auch eine allgemeine sein. Nach Entfernung des Stachels appliziert man auf die Stichstelle Salznatrium, Karbolsäure, Kalzwasser oder Weinsäure, das mit Eis gekühlt ist. Auch Sublimatnatrium schlägt man gute Dienste. Sind die Körperstelle giftig durchstochen, so mache man auf dieselben Eisumschläge. Zur Linderung des großen Durstes gebe man innerlich Eis. Zur Entfernung des Giftes aus dem Körper wird der Arzt Brechmittel und schweißtreibende Mittel anwenden, behufs Hebung der Herz-tätigkeit Katherinjektionen applizieren.

Humoristisches.

Nettes Gebet. Die Lehrerin spricht vom Gebet und will die Kinder auf das Tischgebet bringen. „Was tut ihr, bevor ihr anfangt zu essen?“
„Wir beden den Tisch — setzen Stühle — rufen Vater und Mutter — waschen uns die Hände.“
„Gewiß, das tut ihr alles, aber wendet ihr euch nicht auch an den lieben Gott — ruft ihr ihn nicht an?“
„Ja“, beichtet eine Kleine mit flinkem Zünglein, „gestern sagte mein Papa: lieber Gott, ist das wieder ein Fraß!“

Buchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G. d. u. G., Karlsruhe i. W.

Ruhe, nicht sich erregen, nicht sehr an auf die Ehe! Sie ist ja gar nicht schlecht, im Gegenteil, sie ist gesund. Das Sonnenlicht vor- kommen? Wenn man den Kopf vor der allzulangen Einwirkung der Sonnenstrahlen durch breite Strohhüte schützt, so hat man schon tüchtig gegen den Sonnenstich gekämpft. Praktizieren wir also alle uns zu Gebote stehenden Mittel gegen die Ehe, das Hauptgebot sei aber die physische Ruhe, die leidenschaftslose Ruhe!

Wie soll die Frau sein, die man heiratet?

Auf diese wichtige Frage gibt, wie die „Vossische Zeitung“ mitteilt, der zu früh verstorbene französische Humorist Mar O'Neil in einem hinterlassenen Büchlein, das dieser Tage bei Calmann-Lévy in Paris erschienen ist, amüsante Antwort: „Heirate“, so schreibt er, „eine Frau, die klein ist als du. Heirate keine Frau, die nicht herzlich lachen kann. Man erkennt den Charakter einer Person an der Art, wie sie lacht. Heirate keine Frau, deren Lachen gezwungen ist. Heirate eine Frau, die Spaß versteht, die den Humor zu schätzen weiß und die alle Dinge von der guten Seite ansieht. Heirate keine Frau, die alles tadelt und die sich über ihre Freundinnen lustig macht, sobald sie den Rücken gedreht haben; heirate eine Frau, die ein gutes Wort zur Verteidigung der Leute hat, die man in ihrer Gegenwart küßert. Heirate eine Philo-sophin.“

Wenn du eine Braut ins Theater führt und die Plätze nicht vorher bestellt hast, so heirate sie, wenn sie bei der Komödie, daß alle Parkett- und Rangplätze vergiffen sind, besser und ungezwungen ausruft: „Das macht nichts, dann gehen wir eben auf die Galerie; die Hauptache ist, daß wir uns amüsieren!“ Dieses Mädchen ist ein „guter Keil“; man kommt gut aus mit der Frau, die zufrieden ist, mit ihrem Manne ganz hinten zu sitzen, wenn in diesem Leben die Vorderbühne besetzt sind.

Wenn du einen Bekker triffst und ihm etwas geben willst, so heirate nie die Frau, die in solchem Augenblick zu dir sagt: „Es ist vielleicht ein Bekker, der das Geld in die Kneipe trägt.“ Wenn du selbst diese Bemerkung machst und die Frau antwortet: „Ach, es ist heute so heiß; ein Glas Bier wird ihm gut tun!“ — so heirate sie. Versuche zu ergründen, wie sie sich frühmorgens beim Erwachen benimmt, wenn man sie plötzlich aus dem schönsten Schlummer gerissen hat. Wenn sie mit einem Lächeln erwacht, heirate sie. Wenn sie aber sofort die Stirn runzelt, und gornig ansruft: „Nana! Was soll denn das heißen?“, so heirate sie nicht; sie ist weder lebenswürdig, noch heiter. Diese Probe ist unfehlbar.

Heirate keine Frau, die die gequälten Manieren der sogenannten „guten Gesellschaft“ hat. Das junge Mädchen, das sein Lächeln für die Fremden aufspart und seine schlechte Laune für die Angehörigen, ist für das eheliche Leben nicht geschaffen. So lange du nur der „Zukunftige“ dieser Dame bist, wird sie dich wahrcheinlich sehr aufmerksam behandeln. Bist du nicht noch ein Fremder? Aber du tannst sicher sein, daß sie dich, sobald sie deine Frau geworden ist, behandeln wird, wie wenn du zu ihrer Familie gehörtest. Wenn du einer Frau einen Besuch machst und sie dich eine halbe Stunde warten läßt, um sich dir nur vollständig tabellos zu präsentieren, so heirate sie nicht. Wenn sie aber sofort kommt, so wie sie ist, die Haare einfach und rasch festgesteckt, und im Hauskleid, so ist es ein Mädchen „sans façon“, ein praktisches Mädchen: heirate es, besonders wenn es sich nicht erst lange entschuldigt, daß es im Negligee kommt.

Wenn die Brüder eines jungen Mädchens der Schwester Nachnamen geben, Verkleinerungsformen der männlichen englischen Taufnamen Ted, Tom, Dick oder Dick, so heirate das Mädchen, es ist ein „guter Kamerad“. Heirate ein Mädchen, das seinem Vater die Zigaretten rollt oder die Pfeife stopft, sich für die Ordnung in seinem Arbeitszimmer, oder was er so zu nennen beliebt, interessiert, sich ihm auf den Schoß setzt, ihm die Schmirrelspitzen dreht oder die Ohrklappen lang zieht und ihn mit Kosenamen bombardiert!

„Oben“ und „Unten“.

„Oben“ hat man wahrhaft diplomatisch Frankreichs Schwäche augenblicks erkannt. „Oben“ rasselte die starke Hand Mit dem Säbel ganz und gar selbstisch.
„Unten“ sah man auch die Unglücksstunde, Die den Nachbar schwer und jäh erreicht; Doch zum kulturellen Friedensbunde Hat man ihm die Bruderhand gereicht.
„Unten“, wo von süßer Christenliebe Nicht die Lippen stündlich überfließen, „Unten“ hat man sich als Mensch erwiesen Und geforgt, daß Treue Treue bleibe.
Halt! so rief's von „Oben“ da nach „Unten“, Und mit Recht, denn groß war die Gefahr: Viel hatten Bergernis empfunden, Daß schon wieder „Oben“, „Unten“ war.

Kleines feuilleton.

An die verschwenderischen Feste der römischen Kaiserzeit erinnert ein Mahl, das Geo. A. Sebler, ein bekannter New-Yorker Kaufmann, im Londoner Savoy-Hotel 24 amerikanischen Gästen gab. Der

hörten auf nichts mehr, was im Hause vorging, nicht das Geräusch und das leise Sprechen unten.  
Dann sprach er, bange vor seiner Aufregung:  
„Dobon bin ich aber müde geworden.“  
„Ich nicht.“  
„Du nicht?“  
„Nein.“ Lachte sie mit hochroten Wangen und glänzenden Augen.  
„Du hörst so schnell auf.“  
„Man wird ja trunken davon.“  
„Man darf auch wohl trunken werden — wenn man einander zum ersten Mal — was?“  
„Die Kerze geht aus.“  
„Lach sie doch ausgehen.“  
„Nein, dann müssen wir hinunter.“  
„Warum? Warum?“ sprach sie enttäuscht.  
„Weil — weil“, lachte er, „weil ich dich lieber sehe.“  
Der kleine verblödete Kerzendocht sank in die ausgeflossene Saure und langte mit blauem Kerzenträger.  
„Dann küß mich schnell nochmal, ehe wir hinuntergehen“ — sagte sie, ihn mit ihren Achataugen festhaltend. Und wieder schlang er beim knatternden Gischen, beim scheuen Hinsterben der Flamme seine Arme um das zitternde Fleisch ihres Körpers, um das junge Fleisch, das von der Brust er umspannt wurde, wieder sog er die Feuchtheit ihrer Lippen, wieder taften ihre scharfen Zähne ihm wech. Die Kerze wurde, erlosch. Die Eßblumen auf dem Tische erglänzten goldig vom Lampenlicht gegenüber, erplängten grell mit ihren Schirmen und Schuppen.  
Eine Tür ging — die Treppe marrierte.  
Erstarrten sprang er auf.  
„Da kommt jemand.“  
„Nein, der geht auf den Hof.“  
„Gib mir die Hand.“  
„Sankt zog er sie hoch, riß ein Streichholz an und suchte sich eintige Brotskrumen für die Nacht, da er bei Boddys wachen wollte.“  
„Was suchst du?“  
„Was zu lesen für die Nacht — wenn dein Vater mich wasch hält.“  
„Ich bleibe mit dir auf.“  
„Nein — das tust du nicht.“  
„Und wenn ich's nun aber will?“  
„Das willst du nicht — du würdest krank davon werden.“  
Ein neues Streichholz beleuchtete die Einbände.  
„Du wirst mich wohl für sehr dumm halten — ich weiß nichts — du bist so gelehr.“  
„Wer sagt das?“  
„Vater.“  
„Gelehrter?“ lachte er ausgelassen fröhlich. „Wenn wir ein Jahr verheiratet sind, bist du gerade so klug wie ich — ich habe gerade so viel Schule gehabt wie du auch.“

## Grenja.

Aus den Erinnerungen eines Verbannten.

(Schluß.)

Die Erzählung Grenjas war kurz. Ich will sie mit ihren eigenen Worten wiedergeben, steht mir auch der rührende, schlichte Ton nicht zu Gebote, mit dem das arme Kind aus dem Volke seine Leidensgeschichte vortrug.  
„Ich bin als Leibeigene geboren“, begann sie. „Meine Herrin war reich, unermesslich reich! Du kannst dir keinen Begriff von ihrem Reichtum machen. Sie bewohnte ein prächtiges Schloß. Die tollbarsten Dedes und Teppiche lagen darin allenthalben wie wertlose Fegen umher. Alles, was die Räume wohllich machen konnte, war vorhanden; denn die Herrin sorgte nicht, sie schätzte das Geld mit vollen Händen aus. Ja, Madame war reich! Sie besaß nicht allein Geld und Gut, sondern auch eine Unmenge Leibeigener, „Seelen“, wie man uns nannte.  
Ich ward zu ihrem persönlichen Dienste ausserlesen. Man hatte mich eines Tages in meiner kleinen, rauchgeschwärzten Stütze bemerkt und mich aus dem Schloß gebracht.  
O, welch entsetzliches Leben führte ich da! Man kann sich kein elenderes auf Erden vorstellen. Doch als ich später den Richtern von all den Beiden, die ich im Dienste ertragen mußte, erzählte, lachten sie mir höhnlisch ins Gesicht und behaupteten, daß ihnen noch nie eine hinterlistigere Verbrecherin vorgekommen sei.  
Madame hatte die Gewohnheit, des Tags mehrmals Toilette zu machen, wobei ich immer anwesend sein mußte. Sie bediente sich beim Ankleiden stets einer Unzahl von Stednadeln. Aber auf dem Toiletteisch, der mit Schädeltischen und allen denkbaren Utensilien beladen war, fehlte ein Nadelkästchen. So waren es denn mein Rücken, meine Schulter und Arme, die ihr als Postler dienten. Ihrem Befehl gemäß mußte ich beim An- sowie beim Auskleiden unbeweglich vor ihr stehen; sie nahm eine Stednadel nach der anderen aus den Kleidern und steck sie in meinen Körper.  
Lange litt ich geduldig; ich hoffte, die Marter werde einmal ein Ende nehmen; aber Madame überließ stets die Notwendigkeit eines Nadelkästchens und fuhr fort, mich zu peinigen.  
Eines Tages padte mich die Verzweiflung, und als die Tortur von neuem begann — ergriß ich das erste beste Messer und stieß es meiner grauenhaften Herrin ins Herz.  
Man warf mich ins Gefängnis und verurteilte mich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.“

„Was nützt es, daß ich den Richtern meine wunden Schultern und Arme zeigte? Man ließ mich von Ärzten untersuchen, und diese gaben an, daß die Wunden aus Ungeziefer herrühren könnten. . . Ja, ha! Was für ein merkwürdiges Geziefer mußte das wohl sein, das mir diese Stiche beibringen konnte! . . . Doch übrigens . . . vielleicht gibt es ein solches!“  
Grenja verstumte, und ich merkte es ihr an, daß mehr als die Verurteilung jener schmählige Verdacht sie kränkte. Mit warmem Interesse hatte ich ihr zugehört, und als sie schwieg, war ich wie vernichtet. Ich hätte ihren Worten nie Glauben geschenkt, das arme Wesen für toll gehalten, wären mir nicht schon früher ähnliche Geschichten zu Gehör gekommen, und zwar von Personen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben war.  
Nein! Grenja war nicht toll! Die schwarzen, kalten Augen in dem traurigen Gesichtchen bewiesen es mir nur zu sehr. Sie war einfach eines jener Wesen, die man zu jener Zeit „Seelen“ nannte, dem man aber das Recht absprach, eine solche zu besitzen, und das man auch demgemäß behandelte.  
Lange verharrte ich stillschweigend, voll innerer Bewegung. Ich weiß nicht, hatte Grenja hieres Gefühl aus meinen Augen gelesen, sie packte mich plötzlich am Arm und küßte mich warm ins Ohr:  
„Ich liebe dich!“  
Bei diesem Geständnis drängte mir das Blut heiß zum Herzen, doch nur einen Augenblick. Ich wurde schnell Herr meiner selbst.  
„Lörin!“ erwiderte ich mit einem erzwungenen Lächeln. „Was hat die Liebe mit uns zu tun? Sind wir denn frei? Auch bin ich nicht zur Liebe geschaffen.“  
„Weßhalb nicht?“ verwunderte sich Grenja. „Du hast ja keinen Mord auf dem Gewissen. . . Du kannst, du darfst lieben. . . Du müßt! . . . Du liebst mich! . . . Ja, du liebst mich! Die Träne, die noch an deiner Wimper perlt, verrät es mir nur zu deutlich. Du bist der erste gewesen, der über mein Schicksal geweint. Von nun an gehöre ich dir im Leben wie im Tode! . . . Aber sage mir endlich, warum bist du hier? Was hast du eigentlich begangen?“  
„Ich wiederhole dir: Mein Schicksal will es so.“  
„Was sollte ich ihr auch gestehen? Was hätte auch Grenja, das naive Kind, von den heiligen Kämpfen um Recht und Freiheit verstanden?“  
Wir brachen wieder auf. Grenja schritt abermals zu meiner Rechten und zu wiederholtenmalen hörte ich es im Stillerton von ihren Lippen, daß sie mich liebe, wie sehr sie mich liebe. Zuerst wollte ich fast darüber unmutig werden, aber nach und nach gewann die Sympathie, die ich von Anfang an für das arme, so einfache und doch so leidenschaftliche Wesen empfunden, wieder die Oberhand.  
Auf einer der nächsten Stationen, die wir noch an demselben Tage machten, gab man uns bekannt, daß unser Zug in zwei Kolonnen geteilt werden würde, da nicht alle Verbannten das gleiche Ziel hatten.  
Grenjas Bestimmungsort war ein anderer als der meine; das Schicksal, das uns heute zusammengeführt, wollte uns morgen also wieder trennen.  
Diese Nachricht war ein harter Schlag für die Arme. Im ersten Moment konnte sie sich kaum fassen. Weich und verstört blühte sie drein, das Auge verlor seinen Glanz, sie schien wie versteinert. Plötzlich aber wachte sie sich mit Ungestirn an meine Brust und begann laut zu wehklagen.  
Die Nacht brach herein. Umweh von mir lauerte Grenja in einer Ecke. Wir fielen vor Müdigkeit bald die Augen zu. Als ich jedoch beim ersten Morgengrauen wieder erwachte, schweißten meine Wände unwillkürlich zuerst zu Grenjas Platz hinüber. . . Er war leer! In selbstamer Vollkommenheit suchte ich den halbblutigen Raum tollends zu durchdringen. Mit einemmal schwanden mir fast die Sinne:  
In einem Winkel in der kalten Mauer hing eine weißliche Gestalt an einem Strich aufgeküßelt.  
Es war Grenja, die entseelte „Seele“.  
Jetzt erst erinnerte ich mich, während des Schlafes einen leisen Hauch und eine sanfte Verührung auf Wangen und Hand gespürt zu haben, wie wenn Engelsfüße mich gestreift — oder waren es Klüße von Grenjas Lippen gewesen?

Den Rest meines traurigen Weges wanderte ich nun wortlos dahin — ein Einsamer inmitten einer Schar von Leidensgefährtinnen.  
Zahrelang blieb ich in der Verbannung, aber das Glück des unglücklichen Mädchens lebte stets in meiner Erinnerung fort. Und doch, wenn ich jetzt die Geschichte der Begegnung mit ihr niederschreibe, erscheint sie mir so fremd, als hätte ich sie nur irgendwo gehört oder gelesen und nicht selbst erlebt, wie es die Wahrheit ist.  
Michael Sotowski, in der „Wiener Arbeiter-Zeitung“.

## Der weise Richter.

Von Leo Tolstoi.

Ein orientalischer Emir, namens Banafas, hörte erzählen, daß in einer Stadi seines Landes ein Richter lebe, welcher das Wahre vom Falschen in merkwürdiger Weise zu unterscheiden wisse. Alle Gauner überführte er, und keinem gelang es, ihn zu täuschen. Der Emir beschloß, sich von der Wahrheit dieser Gerüchte zu überzeugen. Er legte die Kleider eines Kaufmanns an und begab sich in diesem unscheinbaren Gewande nach dem Orte, wo der Richter lebte. Als er in die Stadt rit, näherte sich ihm ein Bettler und verlangte von ihm ein Almosen. Der Emir gab ihm ein kleines Geldstück und wollte seinen Weg fortsetzen. Doch der Bettler klammerte sich an seine Kleider.

„Was willst du noch?“ fragte der Emir. „Gade ich dir etwas gegeben?“  
„Du hast mir etwas gegeben, ja.“ sagte der Bettler. „Noch hätte ich noch eine Gnade von dir zu ersehen. Laß mich rückwärts auf dein Pferd aufsitzen und bringe mich auf den großen Platz. Ich muß dorthin und bin lahm; wenn ich zu Fuß gehe, werden mich die Kasse und Kameele niedertreten.“  
„Gut.“ sagte der Emir und ließ den Bettler hinten aufsitzen. So gelangten sie auf den großen Platz. Hier angekommen, machte der vermeintliche Kaufmann Halt. Aber der Bettler rührte sich nicht vom Platze.  
„Warum bleibst du denn auf dem Pferde?“ fragte der Emir. „Wir sind zur Stelle, siehe herad.“  
„Warum soll ich absteigen, da das Pferd mir gehört?“ sagte der Bettler. „An dir ist es, den Platz zu räumen. Wenn du nicht gutwillig gehst, so verlagere ich dich bei dem Richter.“  
Es entspann sich ein Streit und es bildete sich ein großer Kreis Neugieriger um sie.  
„Geht zum Richter!“ riefen die Leute. „Er wird den Streit schon schlichten.“  
Und so begaben sich der Emir und der Bettler zum Richter. Dem ersteren war das aus doppelten Gründen ganz recht. Er wollte sein Pferd behalten und konnte auch den Scharfsinn des berühmten Richters erproben.  
Es waren viele Leute bei Gericht und der Richter rief nacheinander die streitenden Parteien vor, wie sie sich meldeten.  
Als die Reihe an ihn kam, lauschte und beobachtete der Emir. Der Richter vernahm jedoch einen Gelehrten und einen Bauern, die sich um ein Weib stritten. Jeder der beiden behauptete, diese Frau gehöre ihm. Der Richter hörte die beiden an, schweigend einen Augenblick und sagte dann: „Lasset die Frau hier und kommt morgen wieder.“  
Die Reihe kam nun an einen Metzger und einen Delhändler. Das Gewand des ersteren war mit Blut beschmutzt, die Kleider des anderen waren mit Dellen bedeckt. Der Metzger hielt eine Börse fest in der Hand und der Delhändler hielt die Hand des Metzgers. „Ich kaufte Del bei dem Wanne“, sagte der Metzger. „Als ich jedoch die Börse zog, um zu bezahlen, erfaßte er meine Hand, um mich zu berauben. Ich widerstand, und nun behauptet er, die Börse sei sein. Ich hielt sie fest, er aber läßt meine Hand nicht los, und so kommen wir zu dir, daß du den Streit entscheidest. Das Geld gehört mir und er will mich beschlagen.“  
„Durchaus nicht“, erwiderte der Delhändler. „Dieser Mann kam zu mir, um Del zu kaufen, und bat mich, ihm ein Goldstück zu wechseln. Ich legte darauf die kleine Münze auf den Tisch, er strich sie aber ein, ohne das Goldstück zu nehmen, und wollte die Flucht ergreifen. Ich habe ihn noch fassen können und schlepe ihn her, damit du Recht sprechen sollst.“  
Der Richter hörte sie an, schweigend einen Augenblick und sagte dann zu den beiden Klägern: „Lasset das Geld hier und kommt beide morgen wieder.“  
Nun rief der Richter den Emir auf und den Bettler. Der Emir legte die Sache dar; dann wurde der Bettler aufgefordert, sich zu äußern.  
„Die Sache hat sich nicht so zugezogen, wie der Mann behauptet“, sagte er. „Ich war es, der in die Stadt rit, als dieser Mann sich mir näherte und mich bat, ihn auf das Pferd zu nehmen. Er habe auf dem großen Platze zu tun. Ich ließ ihn aufsitzen und führte ihn dorthin, wo hin er kommen wollte; hier aber wollte er nicht absteigen und behauptete, das Pferd sei sein. Das ist indessen falsch.“  
Der Richter hatte beide ruhig angehört, schweigend nun einen Augenblick und sagte dann: „Lasset das Pferd hier und kommt beide morgen wieder.“  
Am nächsten Tage ließen die Leute in Menge herbei, um die Entscheidungen des Richters zu hören.  
Der Gelehrte und der Bauer wurden zuerst aufgerufen.  
„Die Frau gehört dir“, sagte der Richter zum Gelehrten. „Und du“, sagte er zu dem Bauern, indem er sich zu diesem wandte, „bekommst fünfzig Stochhiebe auf die Sohlen.“  
Der Gelehrte führte seine Frau weg und der Bauer bekam sofort seine fünfzig Stochhiebe auf die Sohlen.  
Nun traten der Metzger und der Delhändler heran.  
„Das Geld gehört dir“, sagte der Richter zum Metzger. „Und du“, wandte er sich an den Delhändler, „bekommst fünfzig Hiebe auf die Sohlen.“  
Der Metzger nahm sein Geld und der andere bekam seine Strafe. Zuletzt kam die Reihe an den Emir und den Bettler.  
„Kündest du dein Pferd unter zwanzig anderen erkennen?“ fragte der Richter den Emir.  
„Gewiß!“ erwiderte dieser.  
„Und du?“  
„Ja auch.“  
„Kommt mit mir“, sagte der Richter zum Emir. Sie begaben sich nach dem Stall und der Emir erkannte unter den anderen Pferden sofort sein eigenes. Dann ließ der Richter den Bettler kommen und wies ihn an, das Pferd herauszufinden. Auch der Bettler fand es sofort heraus und bezeichnete es.  
Der Richter nahm seinen Sitz wieder ein und sagte zu dem Emir: „Führe das Pferd fort, es gehört dir.“  
Dann wies er auf den Bettler und sagte hinzu: „Man gebe diesem Manne fünfzig auf die Sohlen.“  
Das geschah sofort.  
Der Richter begab sich dann heim, aber der Emir folgte ihm.

„Was willst du noch?“ fragte der Richter. „Bist du mit meinem Spruch nicht zufrieden?“  
„Aufkommen aufrieden“, erwiderte Banafas. „Aber ich möchte wissen, wie du es herausgebracht hast, daß die Frau dem Gelehrten gehörte und nicht dem Bauer, das Geld dem Metzger und nicht dem Delhändler, das Pferd mir und nicht dem Bettler.“  
„Höre also, wie ich die Wahrheit ermittelt habe. Was die Frau anbelangt, so ließ ich sie am Morgen zu mir kommen, sprach mit ihr und sagte ihr dann: „Gib mir in mein Tintenfaß frische Tinte.“ Sie nahm das Tintenfaß, reinigte es und gab sehr geschäft frische Tinte hinein, die sie sich rasch zu verschaffen wußte: Beweis dafür, daß sie mit dieser Arbeit vertraut war. Wenn es die Frau des Bauern gewesen wäre, hätte sie die Sache nicht zustande gebracht. Und darum habe ich entschieden, daß der Gelehrte die Wahrheit gesprochen hatte.“  
„Was das Geld anbelangt, so habe ich folgendes getan: Ich nahm gestern einen Becher reinen Wassers und gab die Münzen hinein. Heute, morgens, sah ich nach, ob nicht Del auf der Oberfläche schwamm. Wenn der Delhändler die Münzen in der Hand gehabt hätte, die voll Del war, hätte etwas an den Geldstücken kleben bleiben müssen. Aber das Wasser ist rein geblieben, nicht das kleinste Fetttauge schwamm oben auf. Darauf entschied ich, daß das Geld dem Metzger gehörte.“  
„Was das Pferd betrifft, so war die Wahrheit nicht so leicht zu ergründen. Der Bettler brauchte nicht mehr Zeit als du, um das Pferd unter zwanzig anderen herauszufinden. Ich habe auch übrig wenigere in den Stall geführt, um zu sehen, ob ihr das Pferd erkennt, als um zu sehen, ob das Pferd auch euch erkennt. Als du herantratest, wandte das Pferd den Kopf zu dir und wieherte; es war ihm aber ganz gleichgültig, als es vom Bettler berührt wurde. Und so habe ich entschieden, daß das Pferd dir gehört.“  
So sah Banafas, daß ein wirklich weiser Richter in seinem Lande lebte.

## Wie schützt man sich am besten vor der Hitze?

In sehr vernünftiger Weise wird diese so zeitgemäße Frage vom einem Arzte im „Neuen Wiener Tagblatt“ beantwortet. Dieser Fachmann schreibt: „Es fällt manchem Menschen so schwer, sich vor der Hitze zu schützen, daß er annimmt, gegen die Hitze gäbe es überhaupt keine Schutzmaßregeln. Diese Annahme ist aber ganz falsch, auch vor der Hitze kann man sich schützen. Um diese unsere Behauptung zu begründen, seien zunächst die bereits bekannten, zum größten Teile auch den jedermann geliebten Schutzmaßregeln gegen die Hitze erwähnt.  
Also: kalte Bädungen so oft es angeht; Bäder, wobei erwähnt sei, daß die lauwarmen Bäder mehr Abkühlung verschaffen als die kalten; trockene, nicht die alte Bäckerei nach dem Bade; Erfrischungsgetränke. Man schmeißt, der Körper erleidet großen Wasserverlust, es entzieht das Durstgefühl. Diesem zu steuern, hat jeder Mensch das natürliche Verlangen, die verlorene Flüssigkeitsmenge zu ersetzen. Der durch Wasser und Mineralwasser, jener durch Bier, „Spritzen“, Limonade oder durch den Durst vorzüglich stillenden kalten, schwarzen Kaffee. Alles dies wird natürlich kalt genossen. Nach einem kräftigen Zuge atmet man erleichtert auf. „Ah, das war gut!“  
Man süßt sich tatsächlich abgekühlt, aber leider ist das Wohlbehagen von sehr kurzer Dauer. Warum? Wegen der Selbstregulierung der Körperwärme. Das will sagen, wenn die Körpertemperatur unter normalen Umständen — bei sickerndem Körper verhält sich die Sache anders — durch irgend ein Mittel herabgedrückt wird, so bleibt sie auf kurze Zeit auf dem herabgedrückten Niveau. Aber nicht lange. Sie kehrt wieder auf ihre frühere Höhe zurück, ja, noch mehr, sie steigt um etwas über die frühere, vor der Abkühlung bestandene Temperatur. So erklärt es sich also, warum nach einem Erfrischungsgetränke dem Menschen bald wieder heiß wird, ja, um weniger heiß als ihm früher war. Nimmt man aber warme Getränke zu sich oder badet in lauwarmem Wasser, so wird die innere Temperatur wohl steigen, sie fällt aber bald wiederum zurück, sogar auf ein tieferes Niveau als die, auf der sie früher stand.  
Mit einem Worte: Kalte Getränke erwirken eine momentane, nicht langanhaltende Abkühlung mit nachfolgender gesteigerter Temperaturerhöhung, warme Getränke erwirken eine momentane, nicht lang andauernde Erwärmung mit nachfolgendem forcierten Temperaturabfall.  
Nun ist dies alles recht schön, alle Achtung vor der Physiologie und dem Nature, der diese Beobachtung zum erstenmal gemacht hat, aber so oder so, ob ich nun warmes oder kaltes Getränk zu mir nahm, ob ich nun kalt oder warm gebadet habe, nach einer Stunde ist mir ja doch wieder sehr heiß. Da nützt keine noch so leichte Kleidung, noch so lose Bäckerei.  
Eines nützt nur da: die Vernunft! Wir sind im Juli im Perihelium, in Sonnennähe, da ist es also immer heißer. Dies ist eine natürliche Sache. Gerade diese Verzweiflung, diese Mut über die Hitze, die macht sie ja eben so unerträglich. Verzweiflung und Mut sind Neigungen des gereizten Nervenlebens, je mehr ich aber durch Affekte meine Nerven reize, um so heißer wird mir. Auf Nervenreize antwortet der Mensch unter jedem Umstande mit Temperatursteigerung, mit Schweißabsonderung. Es gibt Tiere, die nicht schwitzen, sondern auf eine andere Art ihre Körperwärme regulieren. Aber auch so ein nichtschwitzendes Tier fordert, wenn zum Beispiel sein Naschaditus — das ist der Nervo, der bei Schlas so wech tut — auf elektrischem Wege gereizt wird, Schweißtropfen ab.  
So hilft also gegen die Hitze nichts anderes als psychische